



„Das Homeoffice war eine ziemlichere Lernkurve“

Die Corona-Pandemie hat dem Konzept Großstadt den Spiegel vorgehalten – und doch auch gezeigt, dass eine andere Urbanität möglich ist. Ein Gespräch mit der Architektin **Doris Kleilein** über ein neues Miteinander

Interview: Clemens Niedenthal

Draußen nur Pappbecher. Auch das ist anders in Zeiten von Corona. Immerhin aber sitzen wir wieder unter Kastanien in diesem neuen und gleich schon gebeutelten Straßencafé am Paul-Lincke-Ufer. Sind über neue Fahrradspuren hergeradelt, die plötzlich so unbürokratisch möglich waren. Haben uns gewundert, wie voll die Stadt doch schon wieder ist. Voll mit Autos und sicher auch mit Erwartungen.

Die vergangenen Wochen haben Berlin auf die Probe gestellt. Und überhaupt das noch immer sehr junge Konzept, in urbanen Ballungsräumen zu leben. Seit Mitte der 1950er-Jahre erst wohnen mehr Menschen

in der Stadt als auf dem Land. Heute sind es mehr als zwei Drittel. Wir Berliner*innen sind 3,8 Millionen von ihnen.

Doris Kleinlein, Architektin, Autorin und seit zwei Jahren Herausgeberin des in architektonischen Debatten engagierten Jovis Verlags, hat ganz genau hingeschaut, wie diese Stadt die Pandemie erlebt, ja: wie sich die Berliner*innen in ihr eingerichtet haben. Was ihr Mut gemacht hat? Die Aufmerksamkeit, mit der plötzlich jedes Fleckchen Stadtgrün umsorgt worden ist, der Dauerbetrieb an den Tischtennisplatten. Was sie sich jetzt wünscht? Den Mut, die Dinge radikal neu zu denken. Allen voran in der Verkehrspolitik.

Aber Berlin hat viel zu bieten. Parkraum etwa, aus dem Frei- und Freizeitflächen werden können. Industriebrachen, die Raum geben für eine urbane Landwirtschaft. Und ein kreatives Milieu aus Architekt*innen und Urbanitätsforscher*innen, das sich Doris Kleilein etwa in den kommunalen Wohnungsbaugesellschaften wünscht. Wenn es gut läuft in den kommenden Jahren, wird man sich an die Corona-Pandemie als den Moment erinnern, an dem Berlin begonnen hat, eine neue Stadt zu werden. Oder aber wir werden urbanitätsmüde und ziehen nach Nauen und in die Uckermark. Noch aber hat Doris Kleilein Lust, für diese Stadt zu streiten.



An Arno Brandlhubers Lobe-Block am Gesundbrunnen gefällt Doris Kleilein die Offenheit zur Stadt (links). Gesperrte Freiluftsporthalbe in der Wuhlheide: Die Coronakrise hatte die Hierarchisierung des Stadtraums schonungslos offengelegt (oben).

Frau Kleilein, so intensiv wie in den vergangenen drei Monaten haben sich die meisten von uns wohl lange nicht mit dem eigenen Wohnen beschäftigt. Verändert Corona unseren Blick auf die Stadt?

Das Homeoffice war da sicher eine ziemliche Lernkurve. Plötzlich musste man klarkommen mit den Räumen, die man eben hat. Also haben sich Leute im Bad eingeschlossen und dort gearbeitet, weil das der einzige ruhige Ort war. Wie wenig unsere tradierten Wohnformen in die Gegenwart passen, wird allen ziemlich schnell klar, die mit dem Laptop durch die Wohnung laufen und auf der Suche nach einem Arbeitsplatz sind.

Andere erzählten geradezu von paradiesischen Zuständen: Zoom-Konferenzen auf der Dachterrasse und Brot backen in der Bulthaup-Küche.

Natürlich bekomme auch ich gerade diese Mails von Architektenfreund*innen, die nach neun Wochen in der Uckermark jetzt wieder zurück sind in der Stadt. So gesehen hat Corona nur noch einmal offengelegt, wie hierarchisch die Stadt aufgeteilt ist. Wer sich ein Leben mit der Pandemie leisten kann – und wer schnell ans Ende seiner Ressourcen kommt, zeitlich, räumlich, finanziell. Immerhin kommt nun der Wohnungsbau langsam in die Gänge. Seit 2015 wurde angeschoben, angeschoben, angeschoben. Im vergangenen Jahr wurden rund 19.000 Wohnungen fertig-

gestellt, ein Viertel davon von den kommunalen Wohnungsbaugesellschaften.

Dennoch sind Sie nicht wirklich glücklich mit dem, was da gerade so an neuem Wohnraum entsteht.

Die Stadtverwaltungen, auch die Planungsämter, sind in ihren Forderungen und Vorstellungen eigentlich ziemlich gut aufgestellt. Die Leipzig-Charta haben wir seit 2007, das ist das Bekenntnis zur dichten, gemischten, sich nach innen entwickelnden Stadt, klimaneutral, Verkehrswende, da steht schon alles drin. Gleichzeitig haben wir aber eine Entwicklung, die der Leipzig-Charta diametral entgegenwirkt: das Betongold. Seit der Finanzkrise ist das Wohnen stärker denn je zu einem Investment geworden. Man kann momentan quasi bauen, was man will, es wird garantiert verkauft oder vermietet. Das ist ein unglaublicher Innovationshemmer.

Wie könnte man dem entgegenwirken?

Fakt ist, dass zu viel in einem Luxussegment entsteht. Und das ist dann oft noch, in der Form wie der Ausführung, extrem minderwertige Architektur. In Kopenhagen beispielsweise ist man da weiter. Dort fragt man auch private Investoren direkt: Was bringt dein Projekt der Stadt? Immerhin hat Senatsbaudirektorin Regula Lüscher jetzt einen Hochhausplan umgesetzt. Der ging, auch wegen Corona, ein wenig unter, aber da ste-

hen gute Ansätze drin, etwa dass Erdgeschoss und Dachgeschoss öffentlich nutzbar sein müssen. Berlin darf sein Tafelsilber nicht mehr leichtfertig aus der Hand geben.

Die angesprochenen Wohnungsbaugesellschaften wären da doch ein gutes Korrektiv. Aber die Wohnungsbaugesellschaften haben seit den 1970er-Jahren eigentlich immer nur Wohnraum verwaltet. Berlin war ja eine schrumpfende Stadt. Die bauen gerade erst wieder ihre Bauabteilungen auf, das ist alles noch ganz schön verkrustet. So sehen dann leider auch die meisten ihrer Neubauten aus, schon eine offene Küche ist da ein Problem. Die kreative, innovative Kraft, die in Berlin eigentlich da ist, etwa aus der Hochzeit der Baugruppen, die muss endlich rein in die Wohnungsbaugesellschaften.

Weil eine enger werdende Stadt kühnere Ideen braucht?

Wohnungen müssen nicht groß sein, aber flexibel. 80 Quadratmeter für eine vierköpfige Familie kommen uns klein vor, aber man kann das so gestalten, dass sich vier Leute wohlfühlen. Mit einem größeren Allraum und drei, vier gleichberechtigten Kammern als Rückzugsoptionen, dazu einen guten Übergang zur Terrasse oder zum Balkon. Vor allem müssen wir uns an gemeinschaftlich genutzte Räume wagen, das Verhältnis von privaten, halbprivaten und öffentlichen Räumen wird sich verschieben. Arno Brandlhubers Lobe-Block im Wedding fällt mir da als Leuchtturm ein, mit seiner Mischung aus Arbeiten und Wohnen, den fließenden Übergängen von privaten und öffentlichen Räumen.

„Gesellschaftliche Experimente sind gerade möglicher als noch vor ein, zwei Jahren. Es wäre fatal, diesen Schwung nicht mitzunehmen“

DORIS KLEILEIN

Die Menschen leben künftig, so Ihre Hoffnung, also gemeinschaftlicher?

Ein anderes gutes Beispiel: Im Moment haben alle das Grün direkt vor der Haustür entdeckt. Baumscheiben werden begrünt, die Tischtennisplatten sind belegt, die Leute müssen raus aus der Bude. Und merken: Hier, wo ich wohne, habe ich ein Stück Stadt,



Zur Person

Doris Klelein wäre jetzt eigentlich in den USA, als Stipendiatin am Thomas-Mann-Haus in Los Angeles. Auch dieser Forschungsaufenthalt wurde durch die Corona-Pandemie vorzeitig beendet. Die Architektin und Journalistin leitet seit 2018 den in den Debatten um Architektur und Stadtplanung so kenntnisreich wie engagiert vertretenen Berliner Jovis Verlag. www.jovis.de

Es gibt ja schon länger eine gewisse Bewegung in die Mittelstädte, nach Nauen, Oranienburg, Eberswalde. Und wenn diese Krise jetzt negativ ausgeht, wenn viele Kneipen, Cafés, Kulturbetriebe eingehen, dann wird Berlin für viele unattraktiver. Das ist in meinen Augen auch der Hauptgrund, warum man jetzt in die freie Szene und das kleine Gewerbe investieren muss. Niemand nimmt die Nachteile der Großstadt auf sich, wenn er die Vorteile nicht mehr haben kann.

Sie sehen also durchaus Bewegungen, die wegführen aus der Stadt, und von den urbanen Erzählungen?

Vor allem wird es künftig mehr dieser hybriden Identitäten geben, vielleicht noch ein WG-Zimmer in der Stadt und ein Häuschen auf Land. Sharingmodelle werden sich etablieren, man teilt sich den Wohnraum hier oder dort. Auch da hat die Krise den Wandel beschleunigt: Auf einmal waren 50 Prozent der Arbeitnehmer*innen im Homeoffice. Vor Corona haben drei Prozent von zuhause gearbeitet. Und jetzt kündigen globale Konzerne wie Twitter bereits an, dass niemand mehr ins Büro zurückkehren müsse, der nicht unbedingt will. Eine Frage wird sein: Brauchen die Leute die Stadt? Oder wollen sie sie?

Sie sprechen die schönen neuen Arbeitswelten an: Mischen die Tech-Firmen längst auch in der Stadtplanung mit?

Die großen IT-Firmen beeinflussen die Stadtentwicklung bereits auf eine Weise, die wir alle noch gar nicht so richtig begreifen. In den USA, um noch einmal dorthin zu gucken, gibt es 95.000 Shopping Malls, von denen gerade noch rund 10.000 als Einkaufszentren funktionieren. Der Konsum wanderte von der Mainstreet in die Mall und nun weiter ins Internet. Wenn ich zum Schluss also noch einen ganz utopischen Satz loswerden dürfte: Die Städte müssen dringend die Datenhoheit wieder in die öffentliche Hand nehmen – und damit meine ich jetzt nicht nur die Möglichkeit, seinen neuen Reisepass online zu beantragen.

das ich mitgestalten kann. Dieses Bewusstsein muss die Stadtgesellschaft in der Breite ergreifen und ich glaube, dass genau das gerade passiert.

Ist das auch der Greta-Effekt? Die Menschen engagieren sich für einen nachhaltigeren Lebensraum?

Ich hoffe es. Die aktuelle Debatte muss den Link zum Klimaschutz hinbekommen, was etwa in den USA, und ich war gerade in den USA, keineswegs selbstverständlich ist. Corona ist nur eine von vielen Krisen, Pandemien, die in den kommenden Dekaden auf uns zukommen werden, Dürren, Starkwetterereignisse und so weiter. Als Stadt kann man sich aber gegen solche Szenarien nicht absichern. Diese Debatte hatten wir ja gerade erst, als es um die Terrorgefahr ging. Aber man kann Lebensräume schaffen, in denen es sich mit solchen Krisen besser umgehen lässt.

Und die sehen wie aus?

Es bräuchte etwa eine komplett andere Verkehrspolitik. In Frankreich hat Emmanuel

Macron die Rettung der Air France an den ökologischen Umbau der Fluggesellschaft geknüpft. Keine Inlandsflüge mehr, stattdessen Kooperationen mit der Bahn. Und Brüssel hat gerade die komplette Innenstadt zur verkehrsberuhigten Zone erklärt. Überall Tempo 20, die Straßen werden zum Shared Space. So etwas würde ich mir hier wünschen. Wo, wenn nicht in Berlin, gäbe es denn eine kritische Masse, die auch bei so einer Idee mitziehen würde?

Immerhin haben wir jetzt Fahrrads Spuren ...

... und das finde ich auch ganz toll, wobei wir das vor allem dem Bezirksamt Friedrichshain-Kreuzberg zu verdanken haben. Warum nicht mal größer, radikaler denken? Wir werden noch eine Weile in einem Klima leben, in dem gesellschaftliche Experimente möglicher sind als noch vor ein, zwei Jahren. Es wäre fatal, diesen Schwung nicht mitzunehmen.

Wir hatten es schon davon: Viele haben Corona außerhalb der Großstädte als weniger bedrohlich erlebt. Zieht es die Menschen nun aufs Land?